

ANDREW TAYLOR
Die vier letzten Dinge

Buch

In der Kleinstadt Roth bei London wird die kleine Lucy Appleyard an einem kalten Winternachmittag aus dem Haus ihrer Tagesmutter entführt. Damit beginnt ein Alptraum für ihre Eltern, die zunächst nicht den geringsten Hinweis auf das Schicksal ihrer Tochter erhalten. Lucys Vater Michael, ein Polizist, dem ein Disziplinarverfahren bevorsteht, und Lucys Mutter Sally, die gerade eine Pfarrstelle in einer der gewalttätigsten Gegenden von London angetreten hat, sind außer sich vor Sorge. Als kurz darauf auf einem Friedhof und in einer Kirche gräßliche Funde gemacht werden, wird klar, daß es sich um Botenschaften handelt, die sich auf Lucy beziehen. Doch erst nach und nach stellt sich heraus, daß sie einen Hinweis auf die Eschatologie enthalten, also die Lehre von den vier letzten Dingen: Tod und Gericht, Himmel und Hölle. Dann taucht in der Paradise Street ein neues unheimliches Fundstück auf, welches darauf hindeutet, daß Lucy die Hölle bestimmt ist ...

Autor

Andrew Taylor wurde 1951 in Stevanage, England, geboren. Er ist der Autor zahlreicher preisgekrönter Kriminalromane in der Tradition von Ruth Rendell und Elizabeth George, darunter die Romane seiner Lydmouth-Serie mit Detective Inspector Richard Thornhill und der Journalistin Jill Francis. Daneben verfaßte Andrew Taylor eine Trilogie, deren erster Teil mit »Die vier letzten Dinge« nun erstmals im Taschenbuch vorliegt. Die weiteren beiden Romane werden ebenfalls bei Goldmann im Taschenbuch erscheinen.

Andrew Taylor lebt mit seiner Frau und seinen Kindern im Forest of Dean. Er schreibt gegenwärtig an seinem sechsten Roman aus der Lydmouth-Serie, »Death's Own Door«.

Weitere Informationen zu Andrew Taylor und seinen Romanen unter:
www.lydmouth.demon.co.uk.

Von Andrew Taylor außerdem bei Goldmann lieferbar:

Am dunklen Ende der Nacht. Roman (44751)

Andrew Taylor

Die vier
letzten Dinge

Roman

Aus dem Englischen
von Renate Orth-Guttmann

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 1997
unter dem Titel »The Four Last Things«
bei HarperCollins, London

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Der Wilhelm Goldmann Verlag, München,
ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Taschenbuchausgabe März 2002
Copyright © der Originalausgabe 1997
by Andrew Taylor
Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe:
© Paul Zsolnay Verlag Wien 2000
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: All Over/Neumann
Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin
Druck: Elsnerdruck, Berlin
Titelnummer: 45063
AB · Herstellung: Sebastian Strohmaier
Made in Germany
ISBN 3-442-45063-2
www.goldmann-verlag.de

1 3 5 7 9 10 8 6 4 2

Für Caroline

»... Ich glaube auch nicht, das ich gehörig von dem Tode denke, wen ich einen Hirnschädel betrachte, oder ein Todtengerippe betrachte ... Ich habe dannenhero den gewöhnlichen Denkspruch: Gedenke ans Sterben dergestalt erweitert, das er nun eher die Eigenschaft eines christlichen Denkspruchs hat: Gedenke an die vier letzten Dinge, an die vier Dinge, denen Niemand entgehen kan, an den Tod, das Gerichte, den Himmel, die Hölle.«

SIR THOMAS BROWNE, *Religio Medici* (1642),
Erster Teil, Abschnitt 45
(zitiert nach der Übersetzung von Georg Venzky,
Prenzlau und Leipzig 1746)

PROLOG

»Kurz, wir sind alle Misgeburten, d. i. ein Geschöpf, das aus einem Menschen und Vieh zusammengesetzt ist ...«

Religio Medici I, 55

Eddie glaubte an den Weihnachtsmann. Schon von jeher. Sein Kinderglauben war naiv und unreflektiert gewesen, er hatte länger daran festgehalten als seine Altersgenossen und sich nur ungern von ihm getrennt. An seine Stelle war eine andere Überzeugung, ein anderer Weihnachtsmann getreten, der weniger scharf konturiert war als der erste und deshalb auch weniger angreifbar.

Bei seinem neuen Weihnachtsmann handelte es sich um eine private Gottheit, eine Quelle kleiner Wunder und unerwarteter Freuden. Und diesem Weihnachtsmann – wem sonst? – verdankte er Lucy Appleyard.

Lucy stand im Garten hinter Carla Vaughans Haus. Eddie war auf dem Weg im Schatten, Lucy aber neben einem erleuchteten Fenster, ein Irrtum war ausgeschlossen. Es regnete, und in ihrem dunklen Haar hingen Wassertropfen, die wie Perlen glänzten. Es war, als warte sie auf ihn. Ein vorgezogenes Geschenk, dachte er, in Weihnachtspapier eingewickelt. Er ging näher heran und blieb vor dem Tor stehen.

»Hallo«, sagte er sanft und leise. »Hallo, Lucy.«

Sie antwortete nicht und hatte offenbar auch nicht registriert, daß er sie beim Namen genannt hatte. Geradezu er-

schreckend, diese Selbstsicherheit. Er war nie so gewesen und würde nie so sein. Einen langen Moment schauten sie sich unverwandt an. Eddie sah, daß sie den Mantel anhatte, den sie meist für draußen trug, etwas Grüngestepptes mit Kapuze. Er war ihr zu lang, sie wirkte darin jünger, als sie war. Die Hände, die unter den Manschetten fast verschwanden, hatte sie ineinandergelegt. Er hatte den Eindruck, daß sie etwas festhielt. An den Füßen trug sie die roten Cowboystiefel. Die Hintertür war zu. Im Haus brannte Licht, aber man sah keine Bewegung. Eddie war ihr noch nie so nah gewesen. Wenn er sich vorbeugte und die Hand ausstreckte, konnte er sie anfassen.

»Bald ist Weihnachten«, sagte er. »Nur noch dreieinhalb Wochen.«

Lucy warf den Kopf zurück. Vier Jahre, und schon groß im Kokettieren.

»Hast du dem Weihnachtsmann geschrieben, was du dir wünschst?«

Sie sah ihn groß an, dann nickte sie.

»Und was willst du von ihm haben?«

»Viele Sachen.« Sie sprach gut für ihr Alter, die Artikulation war klar, die Stimme schön moduliert. Sie sah zu dem erleuchteten Fenster zurück. Jetzt erkannte er, was sie in der Hand hatte. Eine Geldbörse, die der Größe nach kaum ihr gehören konnte. Sie wandte sich wieder zu ihm um.

»Wer bist du?«

Eddie strich sich über den Bart. »Ich arbeite für den Weihnachtsmann.« Es gab eine lange Pause, und er überlegte, ob er zu weit gegangen war. »Was meinst du wohl, wie er in all diese Häuser kommen soll?« Er deutete über die Häuserzeile hin, auf die lange Reihe der Dächer und Kamine, Gartenschuppen und Satellitenschüsseln. Zwei Häuserzeilen waren hier Rücken an Rücken gebaut, und Eddie stand auf dem Weg,

der zwischen den zwei Reihen handtuchschmaler Gärten verlief.

Lucys Blick folgte seiner Handbewegung, wobei sie wie eine kleine Ballerina mit einem Fuß auf den Zehenspitzen balancierte. Sie zuckte die Schultern.

»Überleg doch mal. Millionen von Häusern in ganz London, in der ganzen Welt.« Er sah, daß ihre Gedanken arbeiteten, die Augen wurden immer größer. »Mit Schornsteinen ist nicht mehr viel zu machen, heutzutage hat doch kaum jemand mehr ein richtiges Kaminfeuer. Aber er hat andere Möglichkeiten, rein- und rauszukommen. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Es ist ein Geheimnis.«

»Ein Geheimnis«, wiederholte sie.

»In den Wochen vor Weihnachten schickt er mich und ein paar andere los, damit wir auskundschaften, wo es Probleme gibt, wie man am besten reinkommt.«

Sie nickte. Ein intelligentes Kind, dachte er: Sie hatte sich schon in die Probleme des Weihnachtsmannes und seine Aktivitäten hineingedacht. Er erinnerte sich an seine eigenen Versuche, mit dem Thema umzugehen. Wie schaffte es ein beleibter Herr mit einem großen Sack auf dem Rücken, am Weihnachtsabend in all diese Häuser zu kommen? Wie kriegte er das ganze Spielzeug in den Sack? Warum sahen die Eltern ihn nicht? Die Schwierigkeiten ließen sich nur lösen, wenn man ihm magische oder zumindest übernatürliche Kräfte zuschrieb. So weit war Lucy noch nicht. Sie mochte sich ihre Gedanken machen, aber noch fehlten ihr die Voraussetzungen, ihre Zweifel bis zum logischen Abschluß weiterzuführen. Sie war noch im Glaubensalter. Mit einem Tatbestand konfrontiert, den sie nicht verstand, ging sie automatisch davon aus, das Nichtverstehen müsse an ihr liegen.

Eddies Haut prickelte. All seine Sinne waren hellwach und

nicht nur auf Lucy, sondern auch auf die umliegenden Häuser und Gärten konzentriert. Es war früher Abend; in dieser Jahreszeit, an der Grenze vom Herbst zum Winter, wurde es früh dunkel. Es war ein rauher Tag gewesen, düster und feucht. Er hatte, seit er in den Weg eingebogen war, niemanden gesehen.

In der Ferne rauschte der Verkehr vorbei. Über dem leisen, beharrlichen Dröhnen, das Discobässen glich, erhob sich fernes Sirenengeheul, vermutlich auf der Harrow Road, aber hier war alles ruhig. London war voll von diesen überraschenden Inseln der Stille. Die Straßenbeleuchtung ging an, und der Himmel über den Dächern leuchtete nun in fahlem Gelb.

»Willst du raus?« Eddie begriff sofort, daß er das Falsche gesagt hatte. Wieder sah Lucy zum Haus hin, als wollte sie die Entfernung zwischen sich und der Hintertür abschätzen. Und gleich darauf begriff er noch etwas: Vielleicht galt ihre Angst nicht ihm, sondern einer aufgebrauchten Respektsperson hinter der Tür.

»Schöner Abend zum Spazierengehen«, platzte er heraus. Die Bemerkung schien, so blöd sie klang, Lucy zu beruhigen. Sie wandte sich wieder ihm zu und sah ihn forschend an.

Er legte die Arme auf das Gartentor. »Du willst also raus?« Eine höfliche Frage, wie sie ein Erwachsener einem anderen stellen würde.

Wieder warf sie den Kopf zurück, doch diesmal wirkte die Bewegung eher herausfordernd. »Ich geh zu Woolworth.«

»Was willst du kaufen?«

»Eine Trick ... eine Trick ...« Sie kam nicht auf das Wort, fand aber schnell Ersatz. »Einen Zauberkasten. Damit ich Kunststücke machen kann. Ich hab meine Geldbörse dabei.« Sie streckte ihm das handfeste Rechteck hin, das für eine Handtasche, nicht eine Kleidertasche gemacht und nicht für ein Kind, sondern für einen Erwachsenen gedacht war.

Eddie holte tief Luft. Plötzlich machte ihm das Atmen Mühe. Immer kam ein Punkt, an dem man die Grenze zwischen dem gerade noch Erlaubten und dem Verbotenen überschritt. Angel legte größten Wert auf sorgfältige Vorbereitung, auf strikte Befolgung eines Plans, weil dann, wie sie sagte, niemand zu Schaden kam. Alles, was nach Improvisation aussah, war ihr verhaßt. Bei dem Gedanken an ihre Reaktion blieb ihm fast das Herz stehen.

Aber wie konnte er sich so eine Chance entgehen lassen? Lucy bot sich ihm geradezu an, war gleichsam sein Weihnachtsgeschenk. Konnte man sich ein schöneres vorstellen? Aber wenn nun jemand sie sah? Er hatte Angst, und in die Angst mischte sich Begehren.

»Ist es weit?« fragte Lucy. »Woolworth, meine ich.«

»Nicht sehr. Willst du jetzt hin?«

»Vielleicht.« Wieder sah sie zum Haus zurück. »Das Tor ist zu. Es hat einen Riegel.«

Das Tor war etwa einen Meter zwanzig hoch. Eddie langte mit der Hand hin und tastete nach dem Riegel. Er mußte ein paarmal ruckeln, ehe er sich bewegte, für ein Kind in Lucys Alter saß er – selbst wenn sie ihn zu fassen bekommen hätte – zu fest. Dann endlich ein metallisches Klicken – es war geschafft. Er verspannte sich in Erwartung aufspringender Türen, an den Fenstern auftauchender Gesichter, bellender Hunde, zorniger Fragen. Lucy stand ganz still da, auch sie wartete wohl. Die gemeinsame Spannung machte sie zu Kameraden.

Eddie gab dem Tor einen Stoß. Es schwang mit einem Knarren, das wie ein langgezogener Seufzer war, nach innen. Lucy trat zurück. Ihr Gesicht war blaß, konzentriert, undeutbar.

»Kommst du?« Eddie wandte sich halb ab, auf gar keinen Fall durfte er jetzt bedrohlich wirken. »Ich nehme dich in mei-

nem Van mit, wenn du willst. In ein paar Minuten sind wir wieder da.«

Lucy sah wieder zum Haus hin.

»Wegen Carla brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Bis sie was merkt, bist du wieder zurück.«

»Kennst du Carla?«

»Aber ja.« Hier hatte Eddie schon eher festen Boden unter den Füßen. »Ich hab dir doch gesagt, daß ich für den Weihnachtsmann arbeite. Er weiß alles. Ich hab dich gestern mit ihr in der Bücherei gesehen, weißt du noch? Ich hab dir zugeblinzelt.«

Lucys Schweigen hatte sich verändert, war voller Neugier, vielleicht Erleichterung.

»Und am Sonntag hab ich dich in St. George gesehen. Deine Mama heißt Sally, und dein Papa heißt Michael.«

»Die kennst du auch?«

»Der Weihnachtsmann kennt alle.«

Sie zauderte noch immer. »Carla wird böse sein.«

»Unsinn. Sie wird weder dir noch mir böse sein, wenn sie dieses Jahr Weihnachtsgeschenke haben will.«

»Carla wünscht sich zu Weihnachten den Hauptgewinn im Lotto, ich hab sie gefragt.«

Eddie machte einen Schritt, blieb stehen, drehte sich um und streckte Lucy die Hand hin. Ohne noch einmal zurückzusehen, schob sie sich durch das geöffnete Tor und legte ihre Hand in die seine.

E I N S

»Wer mus nicht mit der erbärmlichen Absicht solcher Leute, die selbst an sich Hand anlegen und sich umbringen, Mitleiden haben? Der Teufel täte desgleichen, wen es in seiner Macht wäre.«

Religio Medici I, 51

I

»Gott wandelt sich nicht«, sagte Diakonin Sally Appleyard.
»Aber wir wandeln uns.«

Sie hielt inne und sah in die Kirche hinunter. Nicht, daß sie steckengeblieben wäre oder Angst gehabt hätte: Es war die Zeit selbst, die unvermittelt gelähmt war. Da die Zeit nicht von der Stelle kam, war alle Zeit gegenwärtig.

Schon als Kind hatte sie diese Attacken gehabt, allerdings waren sie, seit sie das Jugendalter hinter sich gelassen hatte, seltener geworden; oft kamen sie kurz vor Beginn einer emotionalen Erschütterung. Gekennzeichnet waren sie durch ein traumgleiches Gefühl des Unvermeidlichen – vergleichbar, vermutete Sally, den Vorboten eines epileptischen Anfalls. Nicht ausgeschlossen, daß es eine spirituelle Gabe war, die Sally allerdings eher als lästig empfand und in der sie keinen konkreten Nutzen zu entdecken vermochte.

Ihre Nervosität war verflogen. Typischerweise herrschte tiefe Stille. Niemand hustete, die Babys schliefen, und die Kinder

verhielten sich ruhig. Selbst der Verkehrslärm war verhallt. Die Augustsonne fiel in einem erstarrten Wasserfall aus Licht durch die Fenster des Südschiffes und die Südfenster der Empore. Sie wußte mit absoluter Sicherheit, daß etwas Schreckliches geschehen würde.

Die beiden Menschen, die Sally am meisten auf dieser Welt liebte, saßen in der zweiten Reihe von vorn, fast unmittelbar unter ihr. Lucy saß auf Michaels Schoß und sah mit gekrauster Stirn zu ihrer Mutter hoch. Neben ihr lagen ein Buch und eine kleine Stoffpuppe, die Jimmy hieß. Michaels Kopf erhob sich knapp über dem von Lucy. Wenn man sie so nah beieinander sah, konnte man an der Verwandtschaft nicht zweifeln: Die Ähnlichkeit war deutlich zu sehen und widersetzte sich jeder Analyse. Michael hatte die Arme fest um Lucy gelegt. Er sah an der Kanzel und dem Seitenaltar vorbei hoch zum Chor und zum früheren Hochaltar. Er hat ein trauriges Gesicht, dachte sie. Warum merke ich das erst jetzt?

Derek konnte sie nicht sehen, ohne den Kopf zu wenden. Aber sie wußte, daß er sie aus seinen hellblauen, von langen sandfarbenen Wimpern umrahmten Augen ansah. Derek beunruhigte sie, weil sie ihn nicht mochte. Derek war der Hauptpfarrer der Gemeinde, ein dünner, beneidenswert beredter Mann mit leuchtend rosafarbener Kopfhaut und fast weiß-blondem Haar.

Die meisten anderen Gesichter waren ihr fremd. Bestimmt überlegen sie jetzt, warum ich so dastehe, dachte Sally, obgleich sie aus Erfahrung wußte, daß diese Momente außerhalb der Zeit stattfanden. In gewissem Sinne waren alle anderen eingeschlafen, nur sie war wach.

Der Druck verstärkte sich. Sie hätte nicht sagen können, ob es ein Druck von innen oder von außen war, aber das spielte auch keine Rolle. Sie schwitzte, und die ordentlich ausge-

druckten Notizen für ihre Predigt blieben an ihren feuchten Fingern kleben.

Wie immer in solchen Momenten schlug ihr das Gewissen. Sie sah auf ihren Mann und ihre Tochter herunter und dachte: Wäre ich stark genug im Geiste, müsste ich dem ein Ende machen oder es zu etwas Konstruktivem nutzen können. Verzweiflung schwemmte über sie weg.

»Dein Wille geschehe«, sagte sie oder meinte sie zu sagen.
»Nicht der meine.«

Als wären diese Worte ein Signal, kam die Zeit wieder in Bewegung. Ziemlich weit hinten in der Kirche erhob sich eine Frau. Sally Appleyard wappnete sich. Jetzt, da das kam, was sich angekündigt hatte, ging es ihr besser. Alles war besser als das Warten.

Sie sah das Kirchenschiff hinunter. Die Frau, in den Sechzigern oder Siebzigern, war klein und schmal, sie trug einen schmuddeligen beigefarbenen Regenmantel, der ihr zu groß war, und drückte eine Plastiktüte an die Brust, als sei es ein Baby. Auf dem Kopf hatte sie eine schwarze Baskenmütze, die sie bis über die Ohren heruntergezogen hatte. Unter dem Rand der Mütze sah ein fransiger fettiggrauer Pony hervor. Es war ein warmer Tag, aber die Frau sah verhutzelt, grau und verfroren aus.

»Teufelin! Gotteslästerin! Abtrünnige!« Die Frau blickte unverwandt Sally an, und selbst auf diese Entfernung erkannte man den Speichel, der aus ihrem Mund sprühte. Eine gebildete Stimme, leise und eintönig. »Gottlose Metze. Hure von Babylon. Tochter Satans. Gott verdamme dich und die Deinen.«

Sally schwieg. Sie sah die Frau groß an und versuchte, für sie zu beten. Selbst diejenigen, die nicht an Gott glaubten, gaben gern ihm die Schuld an den Unzulänglichkeiten ihres Lebens.

Gott war schwer zu finden; da waren seine Statthalter ein willkommener Ersatz.

Die Lippen der Frau bewegten sich noch immer. Sally versuchte, sich dem Strom zunehmend obszöner Verwünschungen zu verschließen. Immer mehr Kirchenbesucher, auch Kinder, drehten sich nach der Frau um. Es war nicht recht, daß Kinder so etwas zu hören bekamen.

Sie merkte, daß Michael aufstand, Lucy an Dereks Frau weiterreichte, die in der Bank vor ihm saß, und in den Gang hinaus trat. Sie merkte auch, daß Stella durch das Kirchenschiff nach Westen auf die Frau im Regenmantel zuing. Stella war im Kirchenvorstand, eine hochgewachsene, würdevolle Schwarze, die es nie eilig zu haben schien.

Alles, was Sally sah, selbst Lucy und Michael, erschien ihr nicht nur physisch fern, sondern auch weniger wichtig und prägte sich ihr nicht tiefer ein als die flackernden Bilder auf einem Fernsehschirm mit ausgeschaltetem Ton. Sie war ganz auf die Frau in Baskenmütze und Regenmantel konzentriert, nicht auf ihr Äußeres oder ihre Worte, sondern auf die tiefere Wirklichkeit dahinter. Mit aller Macht versuchte Sally zu ihr vorzudringen. Vor ihren Augen stand das Bild einer steinernen Mauer mit einer Staheldrahtkrone.

Jetzt waren Michael und Stella bei der Frau angekommen. Wie ein braves Kind die Hand nach den Eltern ausstreckt, so streckte sie die Arme nach ihnen aus, gab eine Hand Michael, die andere Stella. Endlich machte sie den Mund zu, aber ihr Blick hielt noch immer Sally fest. Sekundenlang boten Michael, Stella und die Frau ein Bild, das ihr merkwürdig bekannt vorkam. Es mochte eine Szene aus einem Renaissancegemälde sein, auf dem eine Märtyrerin sich klaglos zum Scheiterhaufen schleppen ließ und vorbei an dem unsichtbaren Gesicht des Künstlers, der dort stand, wo sich ihr Ankläger befinden muß-

te, zu dem ebenso unsichtbaren himmlischen Glanz dahinter blickte.

Das Bild zerstörte sich selbst. Stella griff mit der freien Hand nach der Plastiktüte. Sie und Michael zerrten die Frau aus der Kirchenbank und gingen mit ihr zum Westportal. Ihre Schuhe klapperten auf den bunten viktorianischen Bodenfliesen und hallten auf den Zentralheizungsrosten. Die Frau leistete keinen Widerstand, aber sie drehte und wand sich so lange, bis sie sich seitlich vorwärts bewegte, so daß sie den Kopf wenden konnte und Sally im Blick behielt.

Die schwere Eichentür öffnete sich. Verkehrslärm schwappete in den Kirchenraum. Sally sah flüchtig besonnte Gebäude, schwarze Geländer, blauen Himmel. Die Tür schloß sich mit einem dumpfen, grollenden Dröhnen. Sekundenlang klang es nicht nach einer zufallenden Tür, sondern nach dem Schwirren großer Flügel.

Sally holte tief Luft. Beim Ausatmen trat ihr ein neues Bild vor die Augen: ein gestrenger Engel, glitzernd und bis in alle Einzelheiten scharf durchgezeichnet, der die Flügel spannte, die Flügel spielen ließ. Sie verdrängte das Bild.

»Gott wandelt sich nicht«, wiederholte sie verbissen. »Aber wir wandeln uns.«

2

Hinterher sagte Derek: »Heutzutage brauchen wir keine Kirchenvorsteher, sondern Rausschmeißer.«

Sally wandte sich um und sah zu, wie er sich im Spiegel der Sakristei das dünner werdende Haar kämmte. »Im Ernst?«

»Wir wären nicht die ersten.« Sein Spiegelbild lächelte ihr seelsorgerlich-gütig zu. »Natürlich meine ich das nicht so.

Aber an diese Unterbrechungen wirst du dich gewöhnen müssen. In Kensal Vale haben wir eine sehr gemischte Gesellschaft. Es ist kein gemütlicher kleiner Vorort.«

Der Hieb galt Sallys letzter Gemeinde, einer vorwiegend von Mittelstand bewohnten Enklave in der Diözese St. Albans. Derek sonnte sich geradezu in den statistischen Zahlen, an denen sich die Heimsuchungen von Kensal Vale ablesen ließen.

»Sie braucht Hilfe«, sagte Sally.

»Mag sein. Ich vermute, daß sie so was schon öfter gemacht hat, uns liegen ähnliche Berichte aus anderen Teilen der Diözese vor. Eine von denen mit dem Tick, daß Frauen nicht auf die Kanzel gehören.« Er steckte den Kamm ein und wandte sich zu Sally um. »Von denen gibt es leider mehr als genug. Wir sollten versuchen, das – oder vielmehr die – mit einem Lächeln zu ertragen. Es gibt hier nämlich weit schlimmere Ärgernisse als verdrehte alte Damen: Betrunkene, Drogensüchtige, Verrückte in allen Sorten und Größen.« Die Zähne, die er zeigte, wenn er lächelte, waren so makellos, daß man versucht war, sie für falsch zu halten. »Das mit den Rausschmeißern wäre eben doch keine so dumme Idee.«

Sally hätte am liebsten gesagt, daß es jammerschade sei, wenn sich nichts Konstruktiveres zustande bringen ließe, verschluckte aber die Bemerkung. Sie war verfrüht. Schließlich hatte sie gerade erst als Seelsorgerin in St. George, Kensal Vale, angefangen. Planstellen für Diakoninnen waren rar, und sie wäre sehr schlecht beraten, Derek gegen sich aufzubringen, noch ehe sie ihren ersten Sonntag hinter sich hatte. Außerdem war ihr Urteil möglicherweise ungerecht.

Sie prüfte ihr Aussehen im Spiegel. Noch immer fühlte sich der Priesterkragen unnatürlich an. Wie lange hatte sie sich das gewünscht, wofür der Kragen stand! Jetzt kamen ihr Zweifel.

Derek war zu erfahren in der Menschenführung, um Abneigung unnötig gären zu lassen. »Deine Predigt hat mir gefallen. Ein schöner Auftakt für deine Arbeit hier. Was meinst du, sollte man vielleicht die Parallelen zwischen dem Feminismus und der Antisklavereibewegung etwas deutlicher herausarbeiten?«

Minuten später folgte ihm Sally durch die Kirche zum Gemeindesaal in der früheren Marienkapelle. Daß die Gemeinde den Umbau letztes Jahr hatte verwirklichen können, war vor allem Dereks Talent für unermüdliche Spendenwerbung zu verdanken. Etwa dreißig Leute waren nach dem Gottesdienst dageblieben, um wäßrigen grauen Kaffee zu trinken und ihre neue Seelsorgerin kennenzulernen.

Lucy sah ihre Mutter zuerst. Sie lief quer durch den Raum auf sie zu und klammerte sich an Sallys Schenkel.

»Ich wollte zu dir«, flüsterte Lucy vorwurfsvoll. Sie hatte ihre Puppe an die Nase gedrückt, ein untrügliches Zeichen für Müdigkeit oder Anspannung. »Ich wollte zu dir. Die blöde alte Frau hat mir nicht gefallen.«

Sally tätschelte Lucy den Rücken. »Ich bin ja da, Schätzchen. Ich bin ja da.«

Stella kam, Michael im Schlepptau, auf sie zu. Sie war um die Vierzig und eine gute Frau, wie Sally vermutete, aber sie gehörte zu jenen Menschen, die Gewißheiten feilbieten, Gefallen am Klang ihrer Stimme finden und das Ansehen genießen, das sie dank ihres Amtes in der Gemeinde haben. Michael wirkte wie betäubt.

»Wir haben gerade über Sie gesprochen«, verkündete Stella so stolz, als könnten sich alle Beteiligten diesen Umstand als Verdienst anrechnen. »Großartige Predigt.« Sie bohrte Michael einen langen Zeigefinger zwischen die Rippen. »Nach dieser Leistung übernehmen hoffentlich Sie das Sonntagsessen.«

Sally nahm den Kaffee, den Michael ihr reichte. »Wo ist die alte Frau abgeblieben?« fragte sie. »Habt ihr rausbekommen, wo sie wohnt?«

Stella schüttelte den Kopf. »Sie hat nur immer gesagt, wir sollten weggehen und sie in Ruhe lassen.«

»Was genau genommen ein Witz war«, sagte Michael zu seinem Kaffeebecher.

»Und dann kam ein Bus«, fuhr Stella fort, »sie ist aufgesprungen, und weg war sie. Ohne sie in den Schwitzkasten zu nehmen, konnten wir nicht viel tun.«

»Sie kommt also nicht regelmäßig hierher zum Gottesdienst?«

»Ich habe sie noch nie gesehen. Nehmen Sie sich's nicht zu Herzen. Geht nicht gegen Sie persönlich«

Lucy zerrte an Sallys Arm, und Kaffee schwappte in die Untertasse. »Sie gehört ins Gefängnis. Sie ist eine Hexe.«

»Sie hat nichts Böses getan«, sagte Sally. »Sie ist nur unglücklich. Man schickt doch niemanden ins Gefängnis, nur weil er unglücklich ist.«

»Unglücklich? Warum?«

»Unglücklich?« Derek Cutter war neben Stella aufgetaucht und fuhr Lucy durchs Haar. »Eine junge Dame wie du dürfte nicht unglücklich sein. Das ist streng verboten.«

Puterrot und verschreckt zog sich Lucy hinter ihre Mutter zurück.

»Sally hat mir erzählt, daß das hier früher die Marienkapelle war«, sagte Michael, um Derek von seiner Tochter abzulenken. »Wie sich die Zeiten ändern.«

»Wir können uns glücklich schätzen, daß wir den Raum einer so nutzbringenden Verwendung zuführen konnten. Und auch noch dem Geist des Raumes gemäß.« Derek winkte einen kleinen Mann mittleren Alters mit wachen Augen und schüt-

teren Cherubslocken heran. »Sally, ich möchte dich mit Frank Howell bekannt machen. Frank, das sind Sally Appleyard, unsere neue Seelsorgerin, und ihr Mann Michael.«

»Detective Sergeant Appleyard?« Howell hatte rotgeränderte Augen.

Michael nickte.

»Im Lokalblättchen steht ein Artikel über Ihre verehrte Gattin, da wurde es erwähnt.«

Derek hüstelte. »Wir sind wohl alle mit einem gerüttelten Maß an Neugier geschlagen, jeder auf seine Art. Frank ist Journalist. Freiberuflich.«

Howell schüttelte Stella die Hand. »Da hab ich später mal jede Menge abzubüßen, was?«

»Frank hat mir übrigens gerade erzählt, daß er sich überlegt, ein Feature über St. George zu schreiben. »Die Arbeitsweise der Church of England im heutigen London.« Dereks Nase zuckte. »Alter Wein in neuen Schläuchen gewissermaßen.«

»Im Grunde ist das schon erstaunlich.« Howell lächelte breit. »Da leben wir nun in einer zunehmend gottlosen Gesellschaft, aber der berühmt-berüchtigte Mann auf der Straße kann von der guten alten Church of England gar nicht genug bekommen.«

»Ich weiß nicht, ob ich dir da recht geben kann, Frank.« Derek bleckte die Zähne zu einem versöhnlichen Lächeln. »Manchmal habe ich den Eindruck, daß wir nicht so gottlos sind, wie das in unseren Kreisen zuweilen gern dargestellt wird. Die Besucherzahlen sind gestiegen, ich suche dir gern die Daten heraus. Durch die Evangelischen, das muß ihnen der Neid lassen, hat sich das Blatt gewendet. Wir hier in St. George versuchen, allen etwas zu bieten, haben eine breite, konfessionell nicht festgelegte Sichtweise. Wir betrachten uns als –«

»Ihr macht gute Arbeit, das ist wahr.« Howell sah noch immer Sally an. »Nur – Geschichten, in denen es menschtelt, verkaufen sich eben immer noch am besten. Was zählt, ist der Mensch, stimmt's? Vielleicht können wir uns darüber gelegentlich mal unterhalten.« Er ließ den Blick über den kleinen Kreis der Gesichter gehen. »Alle miteinander, meine ich.«

»Nur zu gern«, antwortete Derek für die anderen. »Ich –«

»Bestens. Ich rufe an und mache was aus.« Howell sah auf die Uhr. »Himmel – so spät schon? Ihr Lieben, ich muß euch lassen.«

Derek sah ihm nach. »Frank hat uns beim Umbau der Marienkapelle sehr unterstützt«, sagte er halblaut zu Sally und tätschelte ihren Arm. »Er hat einen Artikel über die Eröffnungsfeier geschrieben. Zu der ist nämlich der Bischof gekommen.« Plötzlich stellte er sich auf die Zehenspitzen und winkte lebhaft zu seiner Frau hinüber. »Da ist Margaret, sie wollte kurz mit dir sprechen, Sally. Möglicherweise hat sie eine Tagesmutter für dich gefunden. Gehört nicht zur Gemeinde, ist aber eine sehr liebe Frau. Hundertprozentig zuverlässig. Sie heißt Carla Vaughan.«

3

Auf der Rückfahrt in die Hercules Road führten Michael und Sally vorn im Wagen eine geflüsterte Debatte, während Lucy, auf der Rückbank angeschnallt, »Puff der Zauberdrache« vom Band mitsang. Es war nicht so sehr eine Debatte als ein ausgewachsener Streit, wenn auch mit Glacéhandschuhen.

»Fahren wir nicht ziemlich schnell?« fragte Sally.

»Ich habe nicht damit gerechnet, daß es so spät werden würde.«